

Die Zeitungszeit

Nr. 30

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Lebensdrang.

Roman von Paul Ilg.

(Fortsetzung.)

Maags Worte fuhren wie eine Versicherungsforniel in Martins Seele. Er beute eine Weile um den Schatz, der strahlend vor ihm ausgebreitet lag, gleich dem Kinde, das mit Wangen dem Klagen der schönen Seifenblase entgegensteht. Aber die riesige Gewalt seines Verlangens trieb noch die letzten schweren Bedenken spielend leicht wie vom Sturm aufgewirbelte Blütenblätter fort . . . dahin . . . dorthin. Ein liebliches, lachendes Mädchen Gesicht mit trotzigem Sinn und bangbraunen Augen schwebte ihm vor . . . eine ahnungsvoll selige Gemeinschaft im Frühling des Lebens.

Nein, die Hindernisse, die man ihm entgegenwälzte . . . mit grimmigen Gebärden . . . sie konnten ihn nicht aufhalten, denn auch seinem Verlangen leuchtete das stolze Wort vom Mutigen, dem die Welt gehört.

„Warum sollte ich, jung, gesund, lebenslustig, nicht geschaffen sein, ein merkwürdiges, biegsames Mädchenherz glücklich zu machen? Tag für Tag wurden in aller Welt Ehen geschlossen, die anfänglich auf nichts weiter beruhten als auf reichlichen Titeln des äußeren Lebens! Ich gedenke mich doch nicht nach Schlaraffenart faul durch den Berg der Leckerbissen hindurchzuschlemmen! Viele Wege stehen mir offen; auf dem einen und anderen sind gewiß auch mir Verdienste beschieden. Da mach' ich es denn nicht schlimmer wie so mancher von meinesgleichen, der sich das Herz seiner Angetrauten erst nach der Heirat erobern konnte!“

Diese Vorstellungen bekämpfte der Alte mit galligen, giftigen Worten. Allein Martin barg wieder ein kaltes Lächeln in den Mundwinkeln. Die Lippen verzogen sich wie nach einem bitteren Trunk. — „Was Frau Maag dazu sagen wird, kann mich durchaus nicht davon abhalten. Es soll ja nicht ihr zum Verdruß, sondern nur zu meinem Wohl geschehen. Nur auf Fräulein Emmi kommt's noch an. Sie müssen ihr zureden. Was wollen Sie sonst machen? Ich weiß ja doch, Sie haben keine andere Wahl! Und wenn ihr der Vater sagt, er halte gute Stücke von mir . . . er würde die Heirat gern sehen . . . so kann in einigen Tagen alles in Ordnung sein. Ich sage nichts

weiter, als daß ich alles tun will, um glücklich mit ihr zu leben. Mit etwas Vermögen von Ihrem Ueberfluß kann ich in jedes Bankhaus eintreten und meinen Weg machen wie so viele andere auch, die reiche Mädchen geheiratet haben. Ich gehe nicht ab davon, Herr Maag. Um keinen Preis. So, jetzt wissen Sie's. Der Rest versteht

zer springen; es war ein furchtbares Glücksgefühl. Von den Zehen bis zum Scheitel mächtig bewegt, sabdeltete er unisono noch einem starken versöhnlichen Wort, das die Luft zwischen ihm und dem Besten überbrücken konnte.

Endlich stand der Spekulant still . . . schweißgebadet. „Ich weiß genug für heut. Morgen reden wir weiter.“ Dann kehrte er um und schritt allein seines Weges. Darin aber, wie der Alte den sinkenden, bohrenden Blick in den seinen verankert hatte, erkannte Martin den Feind auf Leben und Tod.

Er sah dem unförmigen Mann triumphierend nach. Bei einer Laterne kreifte der Schatten des Sinkenden dämonisch um die gedrungene Jammergestalt, als suchte er dieser zu entfliehen.

„Vald wird er selbst, der alte Pirat, nur noch ein Schatten sein, und ich bin's, der seinen Raub anstellt!“ dachte der Jüngling, in dem sich mit dem Verschwinden seines Widersachers die Eitelkeit gütlich tat. „Zum Glück bin ich noch nicht ergriffen von der Hypnose des Goldes, die so viele Reiche zu niedrigen Mannonsknechten macht. Ich hab' noch ein Herz für den Ueberfluß!“

Mit diesen stürmischen Siegesgefühlen eilte Martin wieder der Feisthütte zu, aus der ihm kaum vernehmbar, verwehte Musikklänge entgegenkamen.

Wie er dann über die Ebene des Dinnattales schaute, breitete er wild seine Arme aus, vollends befreit von dem Grauen der letzten Stunden. Das Mondlicht ergoß sich wie eine Verklärung in die friedlichen Wasser des Sees und des Flusses . . . magisch schön. Der Netliberg schnitt so mächtig, grotesk, gewalttätig hinein in das dunkle Blau des Sternenhimmels.

Nach allen Seiten hin zerstreuten sich Liebespaare, die trunken von Wein und Liebe, schmachend, anmutig umschlungen, verborgene Winkel, irgend einen stillen Wiesenplatz aufsuchten.

Da und dort forkelte ein Betrunkener über den Weg, der dunkelste und sang dann vergnügt vor sich hin im Nachklang der vernommenen Vaterlandslieder, oder er warf beide Hände von sich vor Begeisterung, wie es die würdevollen Männer auf der Tribüne gemacht hatten.



Robert Schumann.

Nach einer Zeichnung von Adolf Menzel.

sich von selbst. Ich werde meinen Schwiegervater nicht in Schimpf und Schande stürzen!“

Als Martin dies von sich abgewälzt hatte, atmete er auf wie nach Todesgefahr.

Maag schwieg lange, den Blick am Boden. Er schien noch einmal all die Stränge zu prüfen, die ihn der Gewalt des jungen Abenteurers anheim gaben.

Die Schlacht war gewonnen nach Martins jubelndem Ermessen. Seine Brust drohte zu

Es war eine prächtige Julnacht, ein brü-
stiges Flirren und Schwirren überall. Die Wiese
lang, der Duft trockenen Heus wehte von
irgendher, und alle Schauer der wonnigen Reise-
zeit rieselten in Martins sturmbewegtes Herz.

Als ihm endlich der Gedanke an seine
Mutter wieder aufstieg, verwünschte er die
Wänglichkeit, derenthalb er die Ahnungslose mit-
genommen und jetzt durch sein seltsames Ver-
halten in Stummer gestürzt hatte. Was mußte
sie denken? Er legte sich in aller Eile eine Aus-
rede zurecht und ging auf den Tisch zu. Schon
von weitem entdeckte er ihr Häubchen, das ihn
auch gleich wieder beruhigte wie ein Zeichen von
Güte und Liebe.

„Nuch Dir soll's bald recht leicht und gut
ergehen, Du treue Seele!“ dachte er noch in
eigentümlicher Ergriffenheit, die ihm Tränen in
die Augen trieb. Was sie wohl für Augen machte,
wenn er demnächst mit der schönen reichen
Maagtochter als Braut vor sie hintrat? Und
sein Herz schlug wahre Wurzelbäume der Lust
und Eitelkeit. O du wunderbare Welt!

Erst drei Schritte vom Ziel bemerkte er den
bärtigen Mann, der seiner Mutter im Gespräch
gegenüberlag. Beim ersten freudetrübten Blick
verwunderte er sich bloß, wer da seinen Platz
eingenommen haben könnte, aber beim zweiten
warf es ihn zurück, und alles Blut drang ihm
in die Brust.

Die breitschultrige Gestalt erhob sich bei
Martins Erscheinen, so daß dieser die Idee,
sich umgesehen wieder aus dem Staube zu machen,
aufgeben mußte. Es war der Landwirt Furrer,
der des Schreibers Ein- und seiner Mutter
Eintritt in die Stille zufällig beobachtet und
dann Martins Abwesenheit bemerkt hatte, um
die Mutter in seinen Kamin einzulassen.

Der Bauer zeigte ein ernstes, in schwere
Falten gelegtes Gesicht. Seine schwielige Hand
tastete die Tischkante entlang, ungewiß, ob sie
zum Gruß dargereicht werden dürfe.

„Ich wollte bloß . . . also, ich hab' da mit
der Frau Mutter 'n Wort gesprochen. Sie
werden ja wohl wissen warum —“ sagte der
Mann unwillig. Sowie er an dem „Herrn
Schriftgelehrten“ vorbeisah und die Lippen
kniff, bekannte er seine eheliche, offene Feind-
schaft.

Noch wußte Martin durchaus nicht, was
nun kommen, was er mit dem ungebetenen Gast
anfangen sollte. Er fühlte nur, ohne zu sehen,
daß seine Mutter mit einer starren Angst an
seinen Lippen hing.

Weiter erklärte der Bauer, er sei nicht ge-
kommen, um mit dem Salunken von Maag zu
verhandeln.

„Aber mit dem Herrn Schreiber, hab' ich
mir gesagt, also da redst noch 'n Wörtchen. Ob
der den Pontounör*) noch auf 'm rechten Fleck
hat, hab' ich mir gesagt.“

„Sie müssen bekommen, was Ihnen gehört,
Herr Furrer!“ versetzte Martin in großer Ver-
legenheit. „Aber reden Sie nicht so laut. Das
ist nicht der Ort für solche Geschäfte. Ich will
dafür sorgen, daß Sie — so weit es in meiner
Macht liegt, natürlich — dagegen dürfen Sie
nicht vergessen“ . . . er sprach auf den Tisch ein,
nicht auf den Bauer — „es handelt sich nur um
ein Mißverständnis.“

„So? Das wär' mir neu! Dem sag' ich
anders!“ gab der Bauer zurück, und die Zorn-
ader schwell ihm sichtbar an.

„Martin, um Gottes willen, sag's wie's ist.
Wenn das wahr wär', was der Mann mir er-
zählt hat —“ Er sah auch die Mutter nicht an.
Wie ein Kausch stieg ihm die Verlegenheit zu
Kopf. Er sagte genau das Gegenteil dessen,
was er wollte, verstand aber nicht weshalb und
konnte auch die Menschen und Dinge um sich
her kaum mehr erkennen. Ein unwahrschein-

liches Gefühl trennte ihn im innersten Bewußt-
sein von der eigenen Hand, die auf dem Tisch
lag und gemächlich trommelte.

„Also beschummelt und betrogen bin ich und
damit punktum! Zahlen muß er mir den
Schwindel oder ins Loch marschieren, sag' ich.
Zahlen, soviel ich will, jawohl ja.“

Furrer schlug, wenig bekümmert wegen des
Aufsehens, das er erregte, den Tisch beinahe ent-
zwei und stürzte sich dann, als er des Schreibers
Absicht, sich zu drücken, durchschaute, auf
diesen los.

„Also voll und toll haben sie mich gemacht,
die Falschmünzer. Damit sie mir ruhig mein
Häufle Hab und Gut verkaufelieren und stehlen
können, haben sie mich — also, von Haus und
Hof wollen sie mich treiben, die Lumpenhunde.
So kommt er zu seinen Millionen, der Herr
Festwirt, der Mäuserhauptmann Maag.“

Von den benachbarten Tischen sah alles ver-
blüfft von dem rasenden Bauern auf den Jüng-
ling im Sportanzug, der sich umsonst bemühte,
loszukommen und nun laut: „Polizei . . .
Polizei . . .“ zu rufen begann. Einige sprangen
hinzu, die wimmernde Mutter gewaltsam zurück-
drängend. Aber der viersehrtige Furrer mit
seinem vom Alkohol gedunsenen kupfernen Ge-
sicht und den zwinkernden Augen machte Miene,
den Schreier an der Gurgel zu packen.

„Du bist dabei gewesen. Gehossen hat 'r.
Er soll die Wahrheit sagen, falls er kein Spitz-
bub ist.“

Martin ahnte bereits, was nun geschehen
würde. Aber die Wehrkräfte wuchsen nicht in
seinen Armen, nicht einmal eine Faust brachte
er zustande.

Schon waren die beiden umgeben von einer
großen Schar Neugieriger, aus welcher endlich
zwei Männer zu Martins Befreiung auf den
Bauer eindringen. Aber dieser schlug einige-
mal unbarmherzig mit knorriger Faust in das
von Todesangst verzerrte Gesicht. Im Nu war
Martins Gesicht mit Blut überlaufen.

„Was ist da los? Saufbolde! Ist das eine
Aufsührung? Hinaus! Polizei her!“ schallte
es wüst durcheinander. Die ganze Stätte schien
in Bewegung.

Als aber das Unglück wollte, daß der Fest-
wirt Maag mit zwei Polizisten ankam, riß sich
der Bauer mit einem Ruck von zehn Umflamme-
rungen los und schrie, die Hand gegen Maag
ausgestreckt: „Der dort . . . da kommt der
größte Schuft im ganzen Land! Betrogen hat
er mich. Um Haus und Hof. Der dal Und
jetzt geht einer vor Gericht.“

Dann ließ er sich ruhig hinausführen. Vor
ihm her trug man ein totenblaßes Frauchen,
von dem man annahm, daß es im Gedränge
ohnmächtig geworden war.

7.

An einem hellen Sonntagmorgen saß der
Spekulant Maag auf dem Balkon seines Hauses
und betrachtete mit stumpfem Blick und Gefühl
das erwachende Leben der Straße, — den Auf-
zug einer Turnbruderschaft, die mit Trommel
und Banner zur Stadt hinauszog, im Vollgefühl
der Jugendkraft. Noch aus weiter Ferne hörte
man die schallenden Akkordien ihres Marsch-
liedes:

„ . . . Frühlingspracht,
 . . . Alles lacht
Nach des Winters Macht.“

Dann kamen gar feierlich gestimmte Kirch-
gängerinnen, das Betbüchlein mit beiden
Händen sanft an die Brust gebettet, dem mächtig
strömenden Dreiklang der Glocken folgend; hin
und wieder auch ein Mann, der — im ernst
gemessenen Sonntagschritt, den glänzenden
Zylinder auf dem Haupt — sein Weibestündlein
antrat.

Seit dem Wipfinger Fest waren mehrere
Wochen verstrichen. Maag hatte sich der alten-
schleichenden Krankheit auf Gnade und Ungnade
übergeben müssen und seit dem düsteren Verfall-
tag seiner Eigenmacht keinen Schritt mehr in
Freie getan. Ohne betäubende Pulver gab es
für ihn keinen Schlaf mehr, und da ihm der
Wein entzogen war, berauschte er sich jetzt mit
grausigen Schilderungen seines Elends. In den
Wien der Gattin und Tochter las er nur noch
die heimliche Erwartung seiner Todesstunde.

(Fortsetzung folgt.)

Robert Schumann.

Von Hans Harius.

In unserer eben nicht sehr romantischen
Gegenwart wird man doch manchmal
weich und denkt sehnsüchtig zurück an die Zeiten
der „blauen Blume“, der „Romantik“. Wir
lassen uns wieder einmal die mondheile Stim-
mung der Lieder von Eichendorff und einigen
von Heine um den träumenden Kopf wehen.
Und suchen wir zu der Romantik in der Poesie
ein Seitenstück in der Musik, so gibt es, viel
leicht von dem großen Dramatiker C. M. v.
Weber abgesehen, wohl keinen Komponisten, der
diese Stelle so einzig ausfüllt wie Robert Schu-
mann, dessen 50jährige Todeserinnerung wir
in diesen Tagen feiern.

Von Musik in Journalzeilen anschaulich
oder anhörlieh zu sprechen, ist begreiflicherweise
recht schwer. Doch Schumann hat es uns leichter
gemacht als mancher andere Komponist. Das
sogenannte Poetische spielt in seiner Kompo-
sition eine so große Rolle, und außerdem hat er so
selber literarisch so intim geäußert, daß daran
Versuche zur Verständigung immerhin besser
angefnüpft werden können, als in anderen
Fällen.

Gegen die Annahme einer eigenen Roman-
tik in der Musik scheint eine Aeußerung von
Schumann selber zu sprechen, die aber gerade
auf diese eine Richtung ein erhellendes Licht
wirft. Er sagt: „Daß sich in der Musik, als
romantisch an sich, eine besondere romantische
Schule bilden könne, ist schwer zu glauben.
Nun werden wir in unseren Zeiten natürlich
nichts weniger versuchen, als etwa den Weg
der Romantik herauszuarbeiten. Wir begnügen
uns hier mit dem überlieferten Gebrauch, der
eben von Romantik spricht und ein genug
stimmtes Gefühl davon hat, daß er damit
etwas Wichtiges trifft.“

Einigermassen hierher gehört die Rolle,
welche das Poetische, zumal das Lyrische, bei
Schumann spielt. Ihm und den Seinen wurde
in ihrer literarischen Tätigkeit der Vorwurf ge-
macht, „daß sie die poetische Seite der Musik
zum Schaden der wissenschaftlichen bearbeiten
und ausbauen, daß sie junge Phantasten wären.
 . . . Wir wollen weiter nicht untersuchen, aber
allerdings gestehen, daß wir die für die höchste
Kritik halten, die durch sich selbst einen Ein-
druck hinterläßt, dem gleich, den das anregende
Original hervorbringt“. Dazu die Bemerkung:
„In diesem Sinne könnte Jean Paul zum Ver-
ständnis einer Beethoven'schen Symphonie oder
Phantasie durch ein poetisches Gegenstück mög-
lich mehr beitragen . . . als die Dugend-Kun-
richter, die Leitern an den Koloss legen und
ihn gut nach Ellen messen.“

Das gilt aber nicht bloß von der Art und
Weise, wie Schumann Kritiken schrieb, sondern
auch, wie er Kontwerke schrieb. Der Literat und
der Komponist in ihm sind im Wesen ein.
„Ich mag die nicht, deren Leben mit ihren
Werken nicht im Einklang steht.“ Er selber war
als Literat, als Komponist und als Mensch
einer, der den Philistern manchen Tanz auf-
spielte. Eine besondere Gestalt bekamen diese
Tänze in der Fiktion von „Davidsbündlern“.

*) Point d'honneur = Ehrgefühl.

Schon 1831 erschien in einer konservativen Musikzeitung ein Aufsatz (über Chopin op. 2), in welchem diese Fiktion vorgeführt wurde. Tatsächlich lebten diese Bлиндler nur in Schumanns Kopf. An die Außenwelt traten sie als die Figuren des härteren und stürmenden Florestan, des weichen und ruhigeren Eusebius und des besonnen vermittelnden Meisters Maro. Aus dem „Denk- und Dichtbüchlein“ dieser drei schrieb Schumann noch manche Aphorismen, die je von einem der drei Namen unterzeichnet sind.

Sodann wurde die von ihm begründete „Neue Zeitschrift für Musik“, die heute noch, mehr als 70 Jahre alt, blüht, sozusagen das Organ der Davidsblindler. Und heute noch sind einige der Stellen, in denen Schumann seine Gestalten sprechen läßt, klassische Zeugnisse der Musikgeschichte und des Musikverständnisses. Der Autor bekannte selber, daß die beiden erstgenannten Gestalten seine eigene Doppelseele kennzeichnen sollten. An den literarischen Äußerungen treten sie auch ziemlich deutlich auseinander; daß sie in den Kompositionen dies weniger tun, werden wir noch kennen lernen.

Selten ist eine so besonnene Phantastik gespendet, eine so vernünftige Fastnacht gefeiert worden, wie von diesem Bunde. Da wird beispielsweise nach einer Aufführung von Beethovens letzter Symphonie eine Fastnachtsrede gehalten. „Florestan flog auf den Flügel und sprach: Versammelte Davidsblindler, das ist Jünglinge und Männer, die ihr todschlagen solltet die Philister, musikalische und sonstige, vorzüglich die längsten. . .“ Aber bald ist Schumann trotz der phantastischen Einleitung mitten drinnen in den besonnensten sachlichen Darlegungen.

So gehen Sachlichkeit und Schwung der Phantasie auf eine wunderbare Weise Hand in Hand. Sprüche von Eusebius sind beispielsweise folgende: „Daß um die Kette der Regel immer der Silberfaden der Phantasie sich schlängelt“ „Wer sich einmal Schranken setzt, von dem wird leider verlangt, daß er immer drinnen bleibe.“ „Wer viel Angst hat, seine Originalität zu bewahren, ist allerdings im Begriff sie zu verlieren.“ „Die ruhige Psyche mit zusammengefalteten Flügeln hat nur halbe Schönheit; in die Lüfte muß sie sich schwingen!“

Dann die denkwürdige Stelle: „Man denke nur, welche Umstände sich vereinigen müssen, wenn das Schöne in seiner ganzen Würde und Herrlichkeit auftreten soll! Wir fordern dazu einmal: große, tiefe Intention, Idealität eines Kunstwerkes, dann: Enthusiasmus der Darstellung, drittens: Virtuosität der Leistung, harmonisches Zusammenwirken wie aus einer Seele, viertens: inneres Verlangen und Bedürfnis des Gebenden und Empfangenden, momentan günstigste Stimmung (von beiden Seiten, des Zuhörers und des Künstlers), fünftens: glücklichste Konstellation der Zeitverhältnisse, sowie des spezielleren Moments der räumlichen und anderen Nebenumstände, sechstens: Leitung und Mitteilung des Eindrucks, der Gefühle, Ansichten — Widerspiegelung der Kunstfreude im Auge des anderen. — Ist ein solches Zusammentreffen nicht ein Wurf mit sechs Würfeln von sechs mal sechs?“

Florestan spricht vielleicht noch bündiger. „Die Masse will Massen.“ „Das wäre eine kleine Kunst, die nur Klänge, und keine Sprache noch Zeichen für Seelenzustände hätte!“

Hier zeigt sich namentlich der eigentliche Kampf Schumanns gegen die Philister. Er sah vor sich Komponisten, deren Stärke in den Gestaltungen der Tonfolge allein lag, nicht in ihrer Dienstbarkeit als Mittel zum Zwecke der Seelensprache. Und doch ging Schumann nicht leichtfertig über die Welt eben dieser Mittel zum Zweck hinweg. Er selber war nicht nur Florestan und Eusebius, sondern auch Meister Maro.

Ein Wort von Eusebius lautet: „Daß viele der jungen Geister so undankbar vergessen und nicht bedenken, wie sie nur eine Höhe anbauen, zu der sie gar nicht den Grund gelegt, ist eine Erfahrung der Intoleranz, die jede Epoche der jüngeren gemacht hat und künftig machen wird.“ Rasch antwortet ihm Florestan: „Schönes Eusebiusgemüt, du machst mich wahrhaftig lachen. Und wenn ihr alle eure Uhrenzeiger zurückstellt, die Sonne wird nach wie vor ausgehen.“ Meister Maro beschließt die (an Klavierstudien von F. M. Hummel angeknüpfte) Kontroverse: „Jünglinge, ihr irrt beide! Ein berühmter Name hat den einen besungen, den anderen trotzig gemacht.“ Und so weiter.

Ein andermal sagt Maro: „Jünglinge, ihr habt einen langen, schweren Gang vor euch. Es schwebt eine seltsame Mähe am Himmel, ob Abend- oder Morgenröte weiß ich nicht. Schafft für's Licht!“ „Greift nicht in die Zeit ein; gebt den Jünglingen die Alten als Studium, aber verlangt nicht von ihnen, daß sie Einfachheit und Schmucklosigkeit bis zur Affektation treiben.“ „Grund zum Verfall der Musik sind schlechte Theater und schlechte Lehrer. Unglaublich ist, wie durch Anleitung und Fortbildung die letzteren auf lange Zeit, ja auf ganze Generationen segensreich oder verderblich wirken können.“

Daß jene Phantasiefigur des Meisters Maro gerade zu dieser Bemerkung besonders berechtigt war, werden wir noch erfahren.

Im übrigen kann ja, wer die „Gesammelten Schriften über Musik und Musiker von Robert Schumann“ weiter ausschöpfen will, es an der Hand der Ausgabe von H. Simon (Neclams Universalbibliothek) leicht tun. Er findet auch in dem (von 1847 1850 in Dresden geführten) „Theaterbüchlein“ schlagende Kritiken über Aufführungen und lernt die damaligen Meister in einer Originalbeleuchtung kennen, wie sie nicht sobald wiederkommt. Ueber den Komponisten F. v. Liszt spricht sich Schumann kritischer aus als gegenüber dem Virtuosen. Das, was man seither unter diesem Namen und dem N. Wagners „Wendensche Schule“ genannt hat, liegt bereits ein gut Stück über Schumann hinaus.

Für damals war er jedenfalls ein „Neudeutscher“. Daß in seinen Kompositionen ein paar mal die Marxfeilasse mit verarbeitet ist, ändert daran wohl nichts. Mehrmals spricht er sich in nationalem Sinne aus. Der Neujahrsartikel von 1839 in seiner Zeitschrift gibt einen charakteristischen Einblick und kennzeichnet die Anfänge des Blattes mit den Worten: „Es war das Ideal einer großen Künstlerbrüderschaft zur Verherrlichung deutscher tief sinniger Kunst, das wohl jedem als das herrlichste Ziel seines Strebens vorleuchten mochte.“ Gerade ein Jahr später spricht er ähnlich: „Im Kampf der Meinungen, selbst mit kämpfend und meinend, haben wir an dem Einen festgehalten: vor allem deutsche Kunst zu hegen und zu pflegen. Unersehütterlich steht auch in uns die Ansicht, daß wir noch keineswegs am Ende unserer Kunst sind, daß noch viel zu tun übrig bleibt.“ usw.

Schumanns Biographie ist, wie schon das Bisherige vermuten läßt, interessant, aber tief tragisch. Er war geboren am 8. Juni 1810 zu Zwickau als Sohn eines Buchhändlers. Nach Absolvierung des Gymnasiums besuchte er als Rechtsstudent die Universitäten Leipzig und Heidelberg; das Doktorat bekam er 1840 in Jena. Erst seit 1830 widmet er sich in Leipzig berufsmäßig der Musik; dort wohnt er bei Friedrich Wieck, dem damals berühmten Musikmeister und Vater zweier berühmter Pianistinnen, dem Urbilde von Meister Maro. Der alte Wieck, selber beinahe Autodidakt, war einer der bedeutendsten Musikpädagogen aller Zeit (1785—1873). Noch heute gewinnen wir aus seinen Schriften („Klavier und Gesang“ und

„Musikalische Bauernsprüche“) tiefe Blicke in die Musiklehre. Er scheint mindestens ein Hartkopf gewesen zu sein. Dies trat nicht nur durch die Scheidung seiner ersten Frau zutage, sondern auch durch den Widerstand, den er der Heirat seiner älteren Tochter Klara mit Robert Schumann entgegenstellte. Erst 1840 konnten die beiden zusammenkommen.

Inzwischen hatte Schumann sich zuerst der Klaviervirtuosität gewidmet, jedoch diese Laufbahn durch eine eigensinnige Uebertreibung des Lebens unmöglich gemacht. Schon damals (1833) zeigten sich die ersten Spuren seines späteren Leidens in Erscheinungen von Angst und Schwermut. Nun redigierte er allein zehn Jahre lang das oben genannte Blatt. Die Verheiratung erweckte erst so recht die Fülle und das Maß seines Schaffens. Jetzt drängen sich die Kompositionen sowie auch das Ergriffen verschiedener Kompositionsarten rasch hintereinander. Als Mendelssohn 1843 das Leipziger Konservatorium gründete und zu der damals wohl bedeutendsten musikalischen Lehranstalt Deutschlands machte, wurde sein Verehrer Schumann als Lehrer des Partiturspielens angestellt. Ein Jahr darauf legte Mendelssohn die Leitung der Gewandhauskonzerte nieder; man ignorierte Schumann und berief Niels Gade als Dirigenten. Verbittert, aber doch bald mit Gade befreundet, ging Schumann nach Dresden.

Simmer noch fehlte es ihm an jener sicheren Basis des äußeren Lebens, die sein Schwiegervater zur Bedingung des Goethebesuches gemacht hatte. Es kamen immer wieder Enttäuschungen, und 1845 wurde Schumanns Leiden bereits bedrohlich. 1850 bot sich eine günstige Stellung dar: er wurde Dirigent in Düsseldorf. Bald ließ seine Kraft nach, Gehörshalluzinationen stellten sich ein. Aber noch genoß er einen letzten Triumph durch eine mit seiner Frau veranstaltete Vortragsreise in holländische Städte. Am Hofe in Haag ging es mit der Zuhörer-gesellschaft weniger auf. Außerdem fragte ein Prinz den Gatten der spielenden Klara: „Sind Sie auch musikalisch?“ Als Robert Schumann dazu still bejahend lächelte, fragte der Prinz weiter: „Auf welchem Instrument?“

Und nun kam bald das Ende: 1851 trieb den Unglücklichen ein Wahnsinnsanfall in den Rhein. Er wurde gerettet, in die Irrenanstalt Emden bei Bonn gebracht und starb dort vor 50 Jahren, am 29. Juli.

Robert Schumanns Biographie fällt so sehr mit der von Klara Schumann zusammen, wie es kaum jemals bei einem gemeinsam wirkenden Paare der Fall ist. So dürfte denn auch die neue Veröffentlichung von Berthold Litzmann über Klara Schumann (zwei Bände, 1902 und 1905) vielleicht am liebsten in das Leben des Komponisten einfließen. Im übrigen haben wir hier die Tragödie einer Frau vor uns, wie sie wohl nicht so bald wiederkehrt. Kurz nach dem Tode ihres Mannes, selber noch körperlich leidend, Mutter zahlreicher Kinder, trat sie Konzertreisen an, um den Lebensunterhalt der Schrigen ohne Unterstützung oder Vergleich zu sichern. Noch lange wirkte sie, nicht nur als beste Schumannspielerin, sondern auch als weithin angesehene Lehrerin.

Spricht man von Robert Schumann, so denken wohl die allermeisten zuerst an seine Sololieder mit Klavierbegleitung. Tatsächlich gehören sie zum Bedeutendsten, was wir in der Geschichte der Künste überhaupt besitzen. Doch auch hier hat die Kritik des Fortschrittes mit mancher Schärfe eingeseht. Uebermoderne tadeln das „schwülstige Pathos seiner Deklamation“, oder wie man sich eben ausdrückt. Daran ist immerhin einiges richtig. Allerdings komponiert Schumann nicht mehr so unbeforgt melodisch darauf los wie Frühere. Allein die von anderen erreichte Formung des musikalischen Materials im völlig hingebenden Dienste

der Poesie ist ihm noch nicht gelungen. Widersprüche zwischen den musikalischen und den poetischen Gliederungen stören manchmal, und die Regelmäßigkeit des Metrums macht den bekannten Vorwurf der „Tafelmusik“ immerhin einigermaßen begreiflich. Wenn man aber fragt, wer ihn an dem herrlichen Dufte der musikalischen Lyrik, an der innig rührenden Stimmung des einzelnen Stückes, an Reichthum der Feinheiten übertraffen habe, so wird man schwerlich irgend einen Namen neben ihm nennen können; selbst Franz Schubert und Robert Franz erreichen ihn nicht in jenem romantischen Zauber, der sich eben nur durch die Schumannsche Musik selber beschreiben läßt.

Die Vertrautheit mit seinen Liedern wird einigermaßen erschwert durch die bei Musikfreunden übliche Manier, derartige Werke durch ein „Album“ kennen zu lernen, in welchem Verschiedenes hintereinander aufmarschiert. Namentlich die poetischen Interessen des Komponisten treten dadurch zu wenig klar hervor. Zwei der wichtigsten Gruppen seiner Lieder führen den Titel „Liederkreis“ und sind je einem von jenen beiden Dichtern gewidmet, welche uns sofort in die Stimmung der Romantik versetzen, und als deren Vertoner Schumann wohl in erster Reihe bekannt ist. Opus 24 gehört Heine, Opus 39 gehört Eichendorff. Dahinter überblickt man häufig, wie sich Schumann auch in andere Dichter hineingelebt hat, die wenigstens zum Teil ebenfalls der Romantik angehören oder nahestehen.

Da möchten wir vor allem auf die drei Gesänge Opus 31 hinweisen, die ganz wohl den Namen „Balladen“ führen könnten, während sonst dieser Name nur bei ein paar anderen derartigen Gesängen von ihm vorkommt. Jenes Opus enthält die Komposition dreier Gedichte von Chamisso: „Die Löwenbraut“, „Die Kartenlegerin“, „Die rote Sonne“. Man hört diese Werke selten im Konzertsaal; mit Unrecht. Sie sind auch äußerlich dankbar. Eine tiefbohrende Tragik liegt über ihnen; ein schwüles Pathos erhöht ihre Eigenart; der zu dem letztgenannten Gesänge beliebig hinzutretende Chor macht ihn auch für weitergehende Sängerinteressen wertvoll.

Einer der allereigenartigsten Dichter aus der Romantikerzeit, Justinus Kerner, ist durch 12 Gedichte in Schumanns Opus 35 vertreten. Hier finden wir das hinreichend schöne Wanderlied „Wohlauf noch getrunken“ und das tief wehmütige „Auf das Trinkglas eines verstorbenen Freundes“.

Mara Schumann komponierte ebenfalls und würde vielleicht darin noch weiter gekommen sein, wäre sie nicht in der Interpretation der Eigenschöpfungen ihres Mannes aufgegangen. Einiges von ihr ist selbständig veröffentlicht, anderes kleinere in Robert Schumanns Kompositionen verstreut; beispielsweise erscheinen, als Opus 37, 12 Gedichte von Rückert, komponiert von Robert und Mara Schumann.

Je länger man sich mit unserem Künstler beschäftigt, desto mehr sieht man, daß der Gehalt seiner Werke trotz kurzer Schaffenszeit und trotz der vorherrschenden Lyrik, trotz des Fehlens einer eigenen Dramatik in ihnen kaum auszuschnüpfen ist. Der Komponist war sozusagen ein unaufhörlicher Experimentierer und Arbeiter an sich selbst. Zwar dürfte alles in allem das Beste seines Schaffens in früheren Klavierkompositionen liegen. Aber doch ist es interessant, zu sehen, wie namentlich die Feinheit des musikalischen Satzes sich, von seinen allerersten, mehr nur melodischen und koloristischen Stücken angefangen, steigert. Das Orchester war nicht eigentlich Schumanns Sache. In der Beherrschung von Klangfarben der Instrumente kam seine Meisterschaft nicht hoch, und seine nach innen gefehrte Natur ließ ihn nicht ein guter Dirigent werden.

So recht ganz frei und er selber unübertroffen, höchstens von Schubert und Mendelssohn vor ihm, sowie von Theodor Kirchner nach ihm einigermaßen erreicht, ist Robert Schumann in seinen Klavierstücken. Einige der früheren von ihnen führen uns in jene Davidsbündlerwelt ein. Ein besonderes Entzücken aller Klavierfreunde sind die „Babilons“ Opus 2 mit dem berühmten Finale, in welchem über einer italienischen Melodie der Morgen anbricht: „Das Geräusch der Faschingsnacht verstummt. Die Turmuhr schlägt sechs.“

Am meisten gilt das Gesagte von den „Davidsbündlertänzen“, Opus 6, Anno 1837. Tänze sind dies nicht im rhythmischen, sondern im geistigen Sinne: die Philister sollen zusammengehauen werden. Die erste Auflage war „Walter v. Goethe“ zugeeignet von Florestan und Eusebius; erst in der zweiten Ausgabe erschien der wirkliche Name. Die erste Ausgabe und die jetzigen kritischen Ausgaben zeigen eine Verteilung der 18 Einzelstücke auf jene Freunde. Dabei ist es merkwürdig, daß Florestan 7, Eusebius nur 3, beide zusammen vier Stücke bekommen, während 4 andere Stücke ohne Bezeichnung bleiben. Es dürfte recht schwer sein, die uns bekannte Charakterverschiedenheit jener beiden Gestalten hier deutlich wiederzufinden. Manches Junge und Einfache gehört Florestan; und auch sonst kann man in Vertlegenheit kommen, wenn man die Chiffren begreifen will. Das eine von den nicht signierten Stücken, mit der Ueberschrift „Lebhaft“, trägt neben dieser noch die Bemerkung: „Hierauf schloß Florestan die Augen und es zuckte ihm schmerzhaft um die Lippen.“

Noch ein paar mal lehren unsere Gestalten wieder. Ein in französischen Worten so bezeichneter „Marche des Davidsbündler contre les Philistins“ findet sich in Opus 9, betitelt „Carneval“. Sodann trägt die erste Klavierfonate, Opus 11, *Al-moll*, die Ueberschrift „Florestan und Eusebius“. Sie zeigt unter den Händen eines Spielers, wie es etwa Rubinstein mit seinem genial freien Tempo war, eine geradezu wirbelnde Phantastik, aus der doch wieder markante Zeichnungen scharf hervortreten; so gleich am Anfang die an Feuer-signale erinnernden Motive.

Eine ähnliche Rolle wie die Davidsbündler spielte bei Schumann die phantastische Figur des Kapellmeisters Johannes Kreisler von dem Dichter E. Th. Hoffmann. Auf ihn verweisen die „Kreisleriana. Fantasia für das Pianoforte. Seinem Freunde Chopin zugeeignet von Robert Schumann“, Opus 16.

Längere Zeit nach diesen Jugendphantasien führt uns Schumann mit Opus 82 in „Waldszene“. Es ist dies eine der herrlichsten Gruppen von lyrischen Kunstwerken, die es überhaupt gibt, eine der anspruchsvollsten, aber auch dankbarsten Aufgaben für einen Klavierspieler, der lieber mit wenig Tönen viel, als mit viel Tönen wenig sagt. Solche Stimmungsbilder wie die „Einsamen Blumen“, die „Berrufene Stelle“ (mit acht Versen von Hebel, der ebenfalls unter Schumanns Textgebern eine Rolle spielt) und „Vogel als Prophet“ werden schwerlich irgendwann wiederkehren.

Schumann war, wie angedeutet, kein Dramatiker, und für Richard Wagner scheint er mehr nur Achtung gehabt zu haben. Daß mit diesem und F. v. Liszt trotz der nun eröffneten Fortschritte auch eine Vereinträchtigung jener äußerlich anspruchslosen Musik, wie sie Schumanns Eigenstes war, zu beklagen ist, läßt sich nicht leugnen. Aber gerade demgegenüber dürfte Schumanns Bedeutung besonders darin liegen, daß er ein unüberwindliches Zeugnis für die Verehrung auch seiner Einzelkunst gegeben hat. —

Die Wolken.

Von H. Gerstmann.

(Schluß.)

Damit sich flüssiges Wasser ausscheiden kann, müssen kleine feste Stoffteilchen in der Luft vorhanden sein; ohne sie würde eine Bildung flüssigen Wassers völlig oder doch so gut wie völlig unmöglich sein, aber solche winzigen Staubeilchen kommen auch noch in sehr großen Höhen vor, wenn sie dort auch nicht so häufig sind, wie in der Nähe der Erde, wo man sich manchmal vor Staub nicht zu retten weiß. Auf dem Meer ist nichts von dem vorhanden, was auf dem Festlande die hauptsächlichste Menge des Staubes hervorbringt, Sand und dergleichen kommt hier nicht in Betracht, aber im Bogenprall werden stets kleine Mengen Seewassers in die Luft geschleudert, das reine Wasser verdunstet schnell, und die in ihm befindlichen Salzteilchen fliegen lange in der Luft herum und gelangen auch in recht ansehnliche Höhen; sie sind es dann, welche über den Ozeanen hauptsächlich die Bildung von flüssigen Wasserteilchen aus der unter den Sättigungspunkt abgekühlten Luft ermöglichen. Wenn keine Staub- oder Salz- oder sonstige feste Teilchen vorhanden sind, bleibt die abgekühlte Luft in einem eigentümlichen Zustande, der demjenigen ähnlich ist, in dem ganz unbewegtes Wasser tief unter dem Gefrierpunkt abgekühlt werden kann, ohne doch zu gefrieren; dann genügt die kleinste Erschütterung, um die ganze Flüssigkeitsmasse zum Gefrieren zu bringen; ebenso wird, wenn in die unter den Sättigungsgrad unterkühlte Luft eine geringe Menge Staub gerät, an ihm sich die ganze überschüssige Wasserdampfmenge plötzlich verflüssigen. In jüngster Zeit werden der über dem Meer befindlichen Luft die zur Verflüssigung des Wasserdampfes nötigen festen Teilchen noch durch den Rauch der vielen Dampfschiffe geliefert, der sehr kleine Kohlenstaubeilchen in großen Mengen enthält.

Die auf diese Weise sich bildenden Wassertropfchen, aus denen die Wolken sich zusammensetzen, sind außerordentlich klein; ihr Durchmesser beträgt im allgemeinen nur den fünf-tausendsten Teil eines Millimeters — leicht zu begreifen, daß so kleine und deshalb auch so leichte Wassertropfchen sich lange schwebend in der Luft halten können, ohne herabzusinken. Erst wenn durch immer weitergehende Verflüssigung von Wasserdampf so viele solcher kleinen Tropfchen entstehen, daß sie bei den Schwingungen leicht und oft aneinandergeraten, ballen sie sich zu größeren Wassertropfchen an, so daß sie infolge ihrer Schwere zu Boden sinken. Sonst aber werden sie infolge der vielfachen und häufigen Luftbewegungen hin und her bewegt, gerade wie kleine Flaumfederteilchen. Die neueren Untersuchungen haben gezeigt, und gerade die über Wolkenbewegungen haben zu dieser Erkenntnis viel beigetragen, daß im Luftmeer viele, an Stärke und Richtung sich unterscheidende Bewegungen stattfinden, und gerade wie bei dem stürmischen Ozean die Wassermassen von allen Seiten aufeinander stürzen, so prallen im Luftmeer die stürmischen Bewegungen aufeinander; jede führt die ihr zugänglichen Wolken in ihrer eigenen Richtung und mit ihrer eigenen Geschwindigkeit mit sich. So kommt es, daß die Geschwindigkeit der Wolken sehr wechselnd ist; es kommen solche vor, die sich in der Sekunde nur wenige Meter vorwärts bewegen, und andererseits solche, die mit einer Geschwindigkeit von mehreren hundert Metern in der Sekunde daherauslaufen. Um ihre Geschwindigkeit mit einigermaßen genügender Genauigkeit festzustellen, mußte man eine und dieselbe Wolke von mehreren, möglichst weit von einander gelegenen Punkten der Erde aus beobachten, und aus der Veränderung der Winkel, unter dem sie von den



Abzug von der Alm. Nach dem Gemälde von Anton Braith.

verschiedenen Beobachtungspunkten aus erscheint, konnte man dann mittels mathematischer Berechnungen ihre Höhe über der Erde und ihre Geschwindigkeit feststellen. Dabei ergab sich, was von vornherein schon sehr wahrscheinlich war, daß Wolken in sehr verschiedenen Höhen vorkommen. Die niedrigsten schweben nur einige hundert Meter über dem Erdboden, die höchsten ragen bis 10 000 Meter und noch darüber hinaus. In diesen höheren Wolken ist es stets so kalt, daß das Wasser nicht flüssig bleibt, es gefriert, und so bestehen diese Wolken nicht aus Wassertropfen, sondern aus kleinen Eiskristallen. Namentlich die sogenannten Schäfchenwolken, die man an schönen Tagen als dünne Gebilde am sonst blauen Himmel erblickt, bestehen auch im heißesten Sommer aus kleinen Eisteilchen; das ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß die zu wissenschaftlichen Zwecken unbemannt, nur mit registrierenden Instrumenten versehen, aufgelassenen Luftballons, die sogenannten Pilotballons, auf ihrer Fahrt in Höhen gelangten, in denen das Thermometer auch im Sommer eine Temperatur von 85 Grad unter Null ergab.

Da die Luftströmungen vielfach einander durchkreuzen, über- und nebeneinander verlaufen, und da hierbei häufig sehr warme mit sehr kalten abwechseln — wo also die wahre Konvektion der Wärme sich geltend macht —, kommen die Luftschichten, in denen die Temperatur sich unter dem Sättigungspunkt befindet, in Schichten von sehr verschiedenartiger Dicke vor. Infolge davon haben auch die Wolken selbst bald sehr geringe, bald sehr bedeutende Dicke; die dünnsten von ihnen haben eine, natürlich in der Richtung von unten nach oben gemessene Dicke von wenigen hundert Metern, es kommen aber auch Wolken vor, die einige tausende Meter Dicke besitzen.

Die die Wolken zusammensetzenden Wasserteilchen verschlucken sehr viel Licht, oder sie lassen es zum Teil auch deswegen nicht durch, weil es an ihren Mändern wieder nach oben hin geworfen wird. So kommt es, daß eine dünne Wolke, wenn sie zwischen uns und die Sonne tritt, uns deren Anblick völlig nimmt. Wie die Wolken dem Licht den Durchgang verwehren, so tun sie dies auch mit der Wärme, und dieser Umstand hat große praktische Bedeutung für uns. In sternklaren Nächten strahlt die Luft und ebenfalls die unter ihr befindliche Erde eine große Menge Wärme in den kalten Weltraum hinaus, und bekanntlich kommt es bei uns gerade in solchen Nächten oft zu einer starken Frostbildung auf Flüssen und Seen. In tropischen Gegenden ist der auf diese Weise entstehende Wärmeverlust so groß, daß dort, wo am Tage Mensch und Tier unter der unerträglichen Hitze leiden, in der Nacht häufig die Kälte die Menschen zwingt, unter Decken Schutz zu suchen; ja dort kommen auch leichte Eisbildungen unter diesen Umständen nicht selten vor. Den besten Schutz gegen derartige Abkühlungen bildet eine ausgedehnte Wolfenschicht. Wie ein wollenes Tuch, das man um einen Kopf legt, in dem sich eine heiße Speise befindet, genügt, letztere längere Zeit hindurch vor dem Erfalten zu schützen, so hält auch die um einen Teil der Erdoberfläche gelegte Wolfendecke die Wärme bei uns zurück und bewahrt uns vor dieser jähen Abkühlung. Die Menschen haben hier von der Natur gelernt, und dort, wo es wichtig ist, daß kein großer Wärmeverlust eintritt, werden, wenn die natürlichen Wolken fehlen, künstliche Gebilde hervorgebracht, die denselben Wärmeschutz liefern müssen. Die im Frühling nicht selten vorkommenden Nachtfroste bringen den Weinpflanzen und Obst- und Gemüseanlagen oft großen Schaden, ja leicht den völligen Tod. Dagegen wehrt man sich, indem man an der gefährdeten Vegetation Brennmaterial anhäuft, das beim Verbrennen starken Rauch liefert; indem man es die Nacht hindurch in Brand hält,

erzeugt man eine Rauchdecke, die der Wärmestrahlung einen großen Widerstand entgegensetzt und auf diese Weise die Pflanzen vor dem Erfrieren bewahrt. In einigen Ortschaften von Elßaß-Lothringen haben sich sogar fest organisierte Kältewehren gebildet, die, ähnlich wie die Feuerwehren gegen Feuersbrunst, gegen Nachtfrost wirken. Der Reihe nach treten die zu diesen Kältewehren gehörenden Mannschaften an, um in den Nächten das Feuer zu unterhalten und darauf zu sehen, daß genügender Rauch entsteht.

Die wichtigste Wirkung der Wolken besteht unzweifelhaft darin, daß sie der Erde die durch Verdunstung entzogenen Wassermengen zurückliefern. Am meisten kommt dabei in Betracht der Regen. Die durch Zusammenballung der kleinen Wasserbläschen entstehenden Regentropfen haben recht verschiedene Größen. Die kleinsten unter ihnen besitzen einen Durchmesser von noch nicht einem Millimeter, die größten erreichen einen solchen von mehr als zwölf Millimetern. Die großen Tropfen entstehen dadurch, daß im Fallen ein kleiner Tropfen von einem anderen eingeholt wird, der sich mit ihm zu einem größeren vereinigt. Wenn ein schon vorhandener flüssiger Regentropfen in eine kalte Luftschicht gerät, in der er gefriert, so entstehen dadurch die unter dem Namen Graupeln bekannten Eiskörner. Der Hagel dagegen bildet sich durch in verschiedenen warmen Luftschichten zweischalenartig sich flüssig absetzende und in den kälteren Luftschichten gefrierende Wasserschichten. Wenn schon beim Flüssigwerden des Wasserdampfes in der Wolke Gefrieretemperatur besteht, bilden sich aus diesem sofort die feinen Eiskristalle, die sich dann zu jenen schönen und oft recht komplizierten Eiskristallen zusammensetzen, die den Schneeaushmachen. Der Schnee bildet nach dem Regen die Form, in der am meisten Wasser aus der Wolke zur Erde gelangt.

Die Wolken bringen auch schöne Lichteffekte hervor. Schon wenn das Sonnenlicht auf eine weiße Wolfenwand fällt, entsteht oft ein großartiger Anblick. Wohl noch schöner ist das sogenannte Wasserzeichen. Hier dringen vereinzelte Strahlenbüschel des Sonnenlichts zwischen mehreren Wolken durch, und indem sie die in der Luft befindlichen Staubteilchen grell beleuchten, erscheinen sie selbst herrlich strahlend. Auch der Regenbogen darf füglich den durch Wolken verursachten Lichterscheinungen zugezählt werden. Er entsteht dadurch, daß von der hinter dem Beobachter stehenden Sonne Lichtstrahlen auf die vor dem Beobachter befindliche Regenwolke geworfen werden. In jedem Regentropfen wird das Licht von seinem Wege abgelenkt, nach dem Durchdringen des Tropfens an dem abgewandten, inneren Rande gespiegelt und an den Borderrand zurückgeworfen, und beim Austritt aus dem Tropfen in die Luft erleidet der Lichtstrahl abermals eine Ablenkung von seinem Wege. Bei diesen mehrfachen Richtungsänderungen sondern sich die im weißen Licht vereinigten verschiedenfarbigen Lichtstrahlen voneinander, so daß der bekannte Farbenstreifen erscheint, bei dem nebeneinander die sieben Hauptfarben rot, orange, gelb, grün, hellblau, dunkelblau, violett so zu sehen sind, daß außen rot, innen violett steht. Sehr häufig erscheint über dem Regenbogen der schwächere Nebenregenbogen, bei dem die Farben in der dem Hauptregenbogen entgegengesetzten Reihenfolge angeordnet sind. Bei diesem wird das Sonnenlicht in den einzelnen Regentropfen zweimal gespiegelt, auf dem verlängerten Wege durch den Tropfen wird von diesem mehr Licht verschluckt, und deshalb ist der Nebenregenbogen lichtschwächer. Nur das unter gewissen Winkeln in das Auge des Beobachters fallende Licht wird farbig wahrgenommen, aber das von sämtlichen Punkten einer Kreislinie auf das Auge fallende Licht trifft dies unter demselben Winkel, man sieht deshalb nebeneinander farbige Punkte, die miteinander eine Kreislinie

bilden; daher rührt die Kreisbogensgestalt des Regenbogens. Nicht gerade häufig, aber von eigenartiger Schönheit ist der Mondregenbogen, der ebenso entsteht, wie der von der Sonne hervorgerufene, nur daß bei ihm die Strahlen vom Monde ausgesandt werden. Wenn dünne Wolkenschleier die Sonne oder den Mond umgeben, wird in den in ihnen enthaltenen Wassertropfen das Licht unregelmäßig zerstreut, und es erscheinen die unscharfen Bilder der Sonnen- und Mondhöfe. Da sie nur bei starkem Wassergehalt der Luft auftreten, sieht man sie mit Recht als Vorzeichen kommenden Regens an. Wenn die in Betracht kommende Wolke so hoch steht, daß sie nicht aus Wassertropfen, sondern aus Eiskristallen besteht, wird an den Eiskristallen das Licht regelmäßiger gebrochen, und es entstehen die schärfer gegen die Umgebung abgegrenzten Sonnen- und Mondringe. Unter Umständen erscheint neben einem inneren Mond- oder Sonnenring ein äußerer, auch kommt es vor, daß sich an beiden Seiten des ersten Ringes oder über und unter ihm weitere Ringe entwickeln, die dann nicht selten durch strahlende gerade Linien miteinander verbunden sind. Die Erscheinung ist um so schöner, je komplizierter sie ist. Ein eigenartiges Phänomen ist das Brocken- gespenst, bei dem der Schatten des Beobachters auf einer Wolfenwand erscheint, aber infolge einer besonderen Strahlenbeleuchtung so, daß von mehreren Beobachtern jeder nur seinen eigenen Schatten sieht, nicht aber den seiner Begleiter, was in der Tat einen gespensterartigen Eindruck hervorruft.

Bis zum Jahre 1802 hatte man noch nicht daran gedacht, die vielen vorhandenen Wolkenformen in bestimmte Gruppen zu sondern; in diesem Jahre nahm der Engländer Luke Howard die erste Einteilung der Wolken vor, und so bedeutend war der Eindruck, den er damit machte, daß Goethe dem Wolkenorganisator ein eigenes Gedicht gönnte. Goethe hat dann selbst der Howardschen Wolkeinteilung eine neue Art zugefügt, indem er vorschlug, eine am Horizont gelegene dicke Wolkenbank als Wand zu bezeichnen. Allmählich hat man die Bezeichnungen der Wolkenformationen geändert, und heute bestehen als Hauptwolkenformen die folgenden: Der Erde am nächsten, also am niedrigsten stehen die Gewitterwolken; es sind gewaltig dunkle Massen in Form von Bergen oder Türmen, am Rande stahlblau, oben umgeben von einem schleierartigen, leichten Wolkengewebe, das wie Schäfchenwolken aussieht, aber in der Tat nicht deren Charakter trägt. Höher als die Gewitterwolken steht die *Sauwolk*e oder *Cumulus*; sie besteht aus aneinander gelagerten runden Haufen, deren Gipfel die Form einer Kuppel hat, während die Grundfläche wagerecht ist. Noch mehr von der Erde entfernt als sie ist die *Regenwolke* oder *Nimbus*; eine glatte, formlose Schicht dunkelgrauer Wolken; fast immer befinden sich zur gleichen Zeit, in der sie am Himmel stehen, über ihnen noch andere Wolken, die dort zu sehen sind, wo die Regenwolke zerreißt. Wenn diese Wolkenart ohne darunter befindlichen *Nimbus* auftritt, hat er den Namen *Stratus* oder *Schichtwolken*; es ist eine Art dichter Schleier, wie ein Tuch ausgebreitet. Zu den höchsten Wolkenformationen gehört der *Cirrocumulus*, die bekannte *Schäfchenwolke*, zusammengeballte oder fladenförmige Massen. Die obersten Wolken endlich bildet der *Cirrus* oder die *Federwolke*; vereinzelte zarte Wolken von faserigem Gewebe, im allgemeinen von rein weißer Farbe. Natürlich finden sich daneben noch Uebergangsformen zwischen den Hauptarten, für die man dann gewöhnlich die Namen beider Gattungen, zwischen denen sie eintreten sind, mit einander verbindet. So kennt man einen *Cirrostratus*, *Alto cumulus* und dergleichen. Aus ähnlichen Gründen bezeichnet man die

Gewitterwolke als Cumulonimbus. Wenn zwei Luftmassen von sehr verschiedenen Temperaturen und Geschwindigkeiten aufeinander treffen, bilden sich in der Grenzschicht wellenförmige Erscheinungen, die zu Wolkenreihen Anlaß geben, die den breiten Meereswellen sehr ähnlich sind. Die einzelnen Reihen sind oft mehrere Kilometer von einander entfernt. Es kommt auch vor, daß die Reihen wieder in seitliche Reihen geteilt

werden, so daß der Himmel mit quadratförmigen Wolken bedeckt ist. Merkwürdigerweise hatte vorher niemand diese Wolken beachtet; seitdem aber durch rechnerische Behandlung der Luftgeschwindigkeit und Lufttemperatur festgestellt war, daß solche Wolken vorkommen müssen, werden sie sehr häufig gesehen, kein sehr günstiges Zeichen für die Beobachtungsfähigkeit der Menschen!

Aus der Entstehungsart der Wolken folgt, daß sie sich am häufigsten dann bilden müssen, wenn mit großer Luftfeuchtigkeit starke Abkühlung verbunden ist; daher sind bei uns die meisten Wolken fast überall im Winter zu sehen. Eigenartige Windverhältnisse können freilich das Verhältnis umkehren, wie denn überhaupt kaum ein Ding auf Erden so veränderlich ist, wie die Wolken. —

Der Stern.

Ein orientalisches Märchen von Werettasew. Aus dem Russischen übersetzt von Erla.

(Schluß.)

Schaurig erregt war die Menge; mit rasendem Heulen versuchte sie sich zu berauschen und in sich das furchtbare Grauen vor dem Västern des Lichts zu erstickten. Sie bewegte sich auf Adeil zu. Doch tödlich hell leuchtete der Stern in der Hand seines Trägers, so daß die Menschen sich nicht an ihn heranwagten.

„Halt Brüder!“ erklang plötzlich die Stimme des alten Priesters Satsoi: „Indem Ihr das Licht versucht, ladet Ihr schwere Sünde auf Eure Seele. Wem gelten unsere Gebete, wovon leben wir, als von der Hoffnung auf das Licht? — Aber auch Du, mein Sohn,“ wandte er sich an Adeil, „auch Du hast keine kleine Sünde begangen, indem Du uns das Licht auf die Erde herabbrachtest. Es ist wahr, auch der große Brahma sprach: „Glückselig der, der nach den Sternen strebt.“ Doch die Menschen, übermütig durch ihre Weisheit, verstanden die Worte des von aller Welt Gehuldigten anders. So erklärten sich die Schüler seiner Jünger den dunklen Sinn der Worte des Allwissenden: „Der Mensch muß nur mit den Sinnen nach den Sternen streben, doch auf der Erde ist das Dunkel ebenso heilig, wie auf dem Himmel das Licht.“ Diese Wahrheit verachtetest Du mit Deinem sich in die Höhe emporschwingenden Geiste! Tue Buße, mein Sohn, wirf den Stern von Dir; es herrsche auf der Erde der frühere Frieden!“

„Und glaubst Du, daß, wenn ich den Stern von mir werfe, der Friede von der Erde nicht für ewig gewichen sei?“ fragte lächelnd Adeil.

Mit Entsetzen fühlten die Menschen, daß Adeil die Wahrheit gesprochen, daß der frühere Friede nie mehr auf Erden eintreten könne.

Da trat der alte Thur vor, der Lehrer der Weisen, die Leuchte der Wissenschaft. „Du hast, Adeil, unbedacht gehandelt, und es können Dir nicht die Früchte Deiner Unbedachtsamkeit verborgen bleiben,“ sprach er. „Nach den Naturgesetzen bewegt das Leben sich langsam, und langsam nähern sich dem Leben die fernen Sterne. Bei ihrem sich allmählich nähernden Licht bewegt sich auch das Leben allmählich weiter. Doch Du wolltest nicht warten, Du hast auf Deine eigene Gefahr hin den Stern vom Himmel gerissen und hell mit ihm das Leben beleuchtet. Was war der Erfolg? Die Unordnungen der Erde stechen grell in die Augen, erbärmlich schmutzig und arm erscheint sie uns. Jedoch, haben wir nicht schon vordem gemutmaßt, daß dem so sei, und besteht denn in diesem die hohe Aufgabe? Es gehöret nicht viel Weisheit dazu, den Stern vom Himmel zu reißen und damit die Höflichkeiten der Erde zu beleuchten. Nein, hilf mit an der schweren und harten Arbeit, eine neue Lebensweise zu schaffen, dann wirst Du sehen, ob es leicht ist, sie von dem von Jahrhunderten aufgehäuften Schmutz zu befreien; ob man, wenn auch mit einem ganzen Meer von hellstrahlendem Licht, den Schmutz von ihr abzuspülen vermag. Wieviel kindische Unerfahrenheit liegt darin, wieviel Unverständnis der Gebote und Erfordernisse des Lebens! Nun hast Du auf die Erde statt Freude Gram, statt Frieden Unfrieden gebracht. Aber Du konntest und kannst auch noch jetzt dem Leben nützlich

sein, zertrümmere den Stern, nimm von ihm nur einen kleinen hellen Scherben, und er wird das Leben gerade für so viel beleuchten, als es für eine fruchtbringende und verständnisvolle Arbeit vorzöden ist.“

„Du hast wahr gesprochen, Thur,“ erwiderte Adeil. „Nicht Jubel, sondern Trauer, nicht Frieden, sondern Unfrieden brachte mein Stern hierher. Nicht dieses Wild maste ich mir, als ich über Felsen und Klüfte kletternd zu den Sternen hinaufwollte, — nicht dies, als ich meine Freunde in die Abgründe stürzen sah. Ich dachte mir: Es genügt, wenn einer von uns das Ziel erreicht und den Stern auf die Erde bringt. Beim Schein dieses herrlichen Lichtes wird über die Erde ein helles, klares Leben kommen. Doch als ich hier stand und beim Schein des himmlischen Sterns das Leben und Treiben sah, da wurde es mir offenbar, daß ich unsinnige Träume gehegt; es ward mir klar, daß für Euch das Licht nur im unerreichbaren Himmel notwendig wäre, damit Ihr Euch in feierlichen Minuten des Lebens vor ihm beugtet. Auf der Erde jedoch ist Euch am teuersten das Dunkel, in dem Ihr Euch voreinander verbergen könnt, und, was am wichtigsten ist, in dem Ihr mit Euch zufrieden seid, mit Eurem dunklen, vom Moder durchfressenen Leben. Mehr als je fühlte ich, daß man in solch einem Leben erstickt muß, daß es mit jedem Tropfen seines blutigen Schmutzes und jedem Fleck seines feuchten Moders unaufhörlich zum Himmel schreit. Doch beruhigt Euch, mein Stern wird nicht lange mehr leuchten. Dort am fernen Himmel hängen Sterne und strahlen von selbst. Vom Himmel gerissen, auf die Erde gebracht, kann der Stern nur dann leuchten, wenn er sich mit dem Blute dessen nährt, der ihn getragen. Wie in einer Lampe der Docht, so fühle ich es, erhebt sich in meinem Körper mein ganzes Ich zum Stern und verbrennt darin; es währt nicht mehr lange und mein Leben ist erloschen; doch den Stern kann man nicht weitergeben: er erlischt mit dem Leben seines Trägers und jeder muß ihn von neuem erlangen. Euch gelten meine Worte, Ihr edlen und kühnen Herzen, Euch, die Ihr, einmal das Licht erkannt, nicht mehr das Dunkel zurückwünschen werdet. Macht Euch auf den Weg und bringt neue Sterne hierher! Die Reise ist lang und beschwerlich, doch leichter wird sie Euch werden als uns, die für ihn in den Tod gingen. Die Pfade zeigen unsere Fußspur, die Wege sind bezeichnet. Ihr werdet mit den Sternen zurückkehren und ihr Licht wird auf der Erde nicht erlöschen; in diesem glänzenden, nie verfallenden Licht wird das heutige Leben eine Unmöglichkeit sein! Die Sümpfe werden austrocknen; es werden die schwarzen Nebel verschwinden — in leuchtendem Grün werden die Bäume dastehen; und die, welche sich jetzt wütend auf den Stern werfen möchten, werden gezwungen sein, an dem großen Werk der Lebensumwälzung mitzuschaffen. Denn ihre ganze Erbitterung besteht ja nur darin, daß der Schein des Lichtes ihnen fühlbar macht, welche eine unrechte, des Menschen unwürdige Lebensweise sie führen. Das Leben wird mächtig und rein sein, herrlich wird es im Scheine der von unserem Blut durchtränkten

Sterne erstrahlen. Und dann, wenn endlich der sternbesäte Himmel zur Erde sich herabsenkt und das Leben beleuchtet, dann wird es des Lichtes würdig sein und nicht mehr unseres Mutes bedürfen, um das ewige unergängliche Licht zu erhalten.“

Adeils Stimme versagte, die letzten Nitzstrepfen wichen aus seinem bleichen Antlitz. Es schaukelte die Krone des Sterneneroberers, er fiel und mit ihm der Stern; im blutigen Schmutz ziffte er noch einmal auf und erlosch.

Da floß von allen Seiten reißend das Dunkel herbei und bedeckte den erloschenen Stern. Es erhoben sich die wiederbelebten Nebel und wirbelten in die Luft empor. An kläglichem, schüchternem Schimmer erglänzten am weiten Himmel wieder nur die fernen, machtlosen und ungefährlichen Sterne.

Viele Jahre schlichen dahin. Wie ehemals wurden Menschen geboren, wuchsen auf, liebten und lebten in schwarzer Nacht. Wie damals erschien das Leben friedlich und rubig. Doch eine tiefe Unruhe und Unbefriedigung nagte an diesem Dunkel. Die Menschen bemühten sich aus aller Kraft das zu vergessen, was der helle Stern Adeils mit seinem Lichte beschien. Aber es gelang ihnen nicht. Die früheren stillen Freuden waren genommen, die Lüge fand überall ihr Nest. Audächtig und in Ehrerbietung den fernen Stern anbetend, kam es dem Menschen in den Sinn: „Wie, wenn sich nun wieder ein Wahnwitziger findet, der uns den Stern auf die Erde bringt?“ Und seine Sprache verwirrte sich, seine andächtig erhobenen Gebete wechselten mit einem ängstlichen Bittern. Der Vater lehrte den Sohn, daß in dem Streben nach den Sternen das Leben und Glück der Menschen läge, doch plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke: „Wie, wenn nun wirklich das Streben nach dem Sternenlicht sich in meinem Sohn entfacht und er, gleich Adeil, nach dem Stern sucht und ihn uns zur Erde herabbringt?“ Da beeilte der Vater sich, seinem Sohn klar zu machen, daß das Licht gewiß schön sei, daß es aber unsinnig wäre, es auf die Erde schaffen zu wollen. Es habe solch Unsinnige gegeben, aber sie seien ohne Ruhm, dem Leben keinen Nutzen bringend, zugrunde gegangen. Das Gleiche lehrten den Menschen die Priester, dasselbe machten ihnen auch die Weisen klar.

Doch umsonst ertönten alle Lehren: überall verbreitete sich die Kunde, daß man bald hier, bald dort aus dem väterlichen Hause gegangen sei.

Wohin? Etwa nach dem von Adeil bezeichneten Wege?

Mit Entsetzen fühlten die Menschen, daß, wenn es wieder Licht auf der Erde würde, sie, ob mit Lust oder ohne solche, gezwungen sein würden, an der gewaltigen Arbeit mitzutun; es würde kein Entrinnen vor ihr geben.

So haften ihre Blicke mit trüber, unruhiger Ahnung an dem fernen finsternen Horizont und es dünkte sie, als ob dort schon der erste zitternde Abglanz des sich ihnen nähernden Sterns schimmere. —

Mein Fluß.

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl
Empfange nun, empfang
Den sehnuchtvollen Leib einmal
Und küsse Brust und Wange!
Er küßt mir schon herauf die Brust,
Er küßt mit Liebeschauerlust
Und jauchzendem Gesänge.

Es schlüpft der goldne Sonnenschein
In Tropfen an mir nieder,
Die Woge wieget aus und ein
Die hingegebenen Glieder,
Die Arme hab ich ausgespannt:
Sie kommt auf mich herzugerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

Du murmelst so, mein Fluß; warum?
Du trägst seit alten Tagen
Ein seltsam Märchen mit dir um
Und müßt dich, es zu sagen;
Du eilst so sehr und läufst so sehr,
Als müßtest du im Land umher
Man weiß nicht wen, drum fragen.

Der Himmel, blau und kinderrein,
Worin die Wellen singen,
Der Himmel ist die Seele dein:
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geist und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin
Und kann sie nicht erschwingen.

Was ist so tief, so tief wie sie?
Die Liebe nur alleine.
Sie wird nicht satt und sättigt nie
Mit ihrem Wechsellächeln. —
Schwill an, mein Fluß, und hebe dich,
Mit Grausen übergieße mich!
Mein Leben um das deine!

Du weissest schmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenschwelle.
So trage denn allein dein Glück
Und wieg auf einer Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh.
Nach tausend Irren kehrest du
Zur ewgen Mutterquelle.

Märchen.

Abzug von der Alm. Monate waren sie droben gewesen in der schönen Freiheit der Alm, wo es so saftige Gräser und würzige Kräuter gibt. Ihre Schuldigkeit haben sie getan — Menschen und Vieh. Allwöchentlich holte der Boie die Erträgnisse der Alpenwirtschaft ab und hatte zu schleppen, daß er Butter und Käse gesund zu Tal kriegte. — Nun geht's heimwärts, mit der Herde hinunter in das kleine Bergdorf. Ein stundenweiter Weg auf nicht immer glatter Straße; über Felsgeröll zuweilen und durch helle, springende Bäche. Am ungeduldigsten ist der Galtehub. Ein tropiger Bursch mit einem tropigen Gut und einem Stecken, so lang wie der ganze Kerl. Sein Jungvieh hat er gut im Zug. Mit den leise himmelnden Glocken am Halse trottet es folglos hinter ihm drein und glockt verwundert auf den Führer, da er stehen bleibt. Dem machen die da hinten zu langsam. Das Alter! Auch bei den Kindern ist's bedächtiger und hat Zeit. Es eilt nicht, wieder an die Stallkrippe und an den Pflug zu kommen. — Die Semmerin wandert auch wie träumend dahin. Denkt sie der schönen, einsamen Alm? Oder gehen die Gedanken vorwärts — auf den heutigen Abend? Wohl. Denn da unten ist einer, der wartet schon. Hoffentlich. Sollt' ihm das Narren zu lang und eine andere ihm lieber geworden sein, dann kann er sich gratulieren, „der haibe Kerl, der!“

Tieraberglauben bei den Alten. Im allgemeinen fallen wir ein recht hartes Urteil über dasjenige, was die alten Schriftsteller von abergläubischen Vorstellungen aus der Tierwelt berichten. Namentlich über den Römern Plinius wird fast ausnahmslos der Stab gebrochen; manche betrachten ihn geradezu als Fajelshans. Nun haben wir erstens gerechten Anlaß, uns selbst an die Nase zu fassen, denn auch bei uns herrschen zahllose falsche Vorstellungen auf diesem Gebiete; sodann sind allerdings manche Berichte von den Alten, namentlich von Plinius, zwar vollständig falsch, aber, wenn man die Entstehungsgründe des Aberglaubens betrachtet, leicht verzeihlich. Plinius erzählt beispielsweise von den Elefanten: „Sie wissen recht gut, daß man ihnen der Stoßzähne wegen nachstellt, daher vergraben sie die, welche durch Zufall

oder im Alter ausfallen.“ Es ist unbestreitbar, daß dieser Bericht eine Fabel ist. Dagegen leuchtet es ein, daß in der Fabel ein wahrer Kern steckt, nämlich folgender: Von vorweltlichen Elefanten, den sogenannten Mammuts, sind schon im Altertum Zähne gefunden worden. Natürlich lag die Frage sehr nahe: Wie kommen diese Elefantenzähne in die Erde? War da die Antwort nicht sehr naheliegend, sie kommen von unseren Elefanten, die aus Furcht vor den Menschen sie begraben haben? Denn daß der Meid und die Mißgunst das Herz eines Tieres beherrschen, ist eine echt römische Vorstellung, auf die wir immer wieder stoßen. Man sucht ja auch niemand hinter der Tür, wenn man nicht selbst dort gestanden hat. Auch die heutigen Völker, die am Ob, Jenissei und Lena, den Fundstellen der Mammutzähne, wohnen, die Ostjaken, Tungusen, Samojeben und Buräten haben abergläubische Vorstellungen über deren Entstehen. Ides schreibt darüber folgendes: „Beim Aufräumen sandiger Strecken geschieht es, daß Häufen ungeheurer Zähne zum Vorschein kommen, zwischen denen Massen von großen Knochen zerstreut liegen. Manchmal sitzen die Zähne noch fest in den Kieferu; ja, man hat solche gefunden, welche noch mit Fleisch, mit Haut und Haar umgeben und noch blutig waren. Die Einwohner nennen das Tier Mammont und sagen, es sei ungeheuer groß, drei bis vier Meter hoch, habe einen langen und breiten Kopf und Füße wie die des Bären; es lebe und haufe unter der Erde, ziehe den gewaltigen Kopf bei seinen unterirdischen Wanderungen bald zurück und stecke ihn bald wieder vor, hierdurch die Wege sich bahnend, welche es mit den Zähnen gebrochen; es suche seine Nahrung im Schlamm, müsse aber sterben, wenn es auf Sandboden gerate, weil es aus diesem die Füße nicht mehr herausziehen könne, verende auch, sobald es an die Luft komme.“

An einer anderen Stelle sagt Plinius folgendes: „Es ist wunderbar, daß die meisten Tiere wissen, warum man ihnen nachstellt und wovon sie sich zu hüten haben. Begegnet ein Elefant in der Einsamkeit einem Menschen, so soll er ihm freundlich und gefällig den Weg zeigen; bemerkt er aber den Fußtritt eines Menschen eher als den Menschen selbst, so bleibt er stehen, wittert, blickt umher, schnaubt vor Wut, zertritt aber die Fußspur nicht, sondern hebt sie aus und gibt sie dem nächsten, dieser reicht sie wieder dem nächsten usw., worauf die Herde sich schwenkt, und in Schlachtordnung aufmarschiert. So soll auch die grimmige Tigerin, die keinem Tiere weicht, und selbst die Spuren des Elefanten verachtet, ihre Jungen in Sicherheit bringen, sobald sie die Spur eines Menschen erblickt. Wie erkennen sie die Spuren der Menschen? Wo haben sie ihn je gesehen, da jene Wildnisse von ihm so selten betreten werden? Woher wissen sie, daß er zu fürchten ist? Sie sind ihm doch so weit an Kraft, Größe und Schnelligkeit überlegen. Das ist die große Macht des Naturtriebes, daß die größten und wildesten Tiere gleich wissen, was sie fürchten müssen, wenn sie es auch nie zuvor gesehen haben.“ Das Ausheben der Spur ist eine Fabel. Aber auch hier liegt wiederum ein berechtigter Kern vor, nämlich der, daß tatsächlich zahllose Tiere wissen, und zwar, wie wir sagen, aus „Instinkt“, ob ein anderes Geschöpf ihr Feind ist oder nicht. Ein neuerer Naturforscher sagt darüber: „Es ist sehr merkwürdig, wie allgemein unter den klügeren Tieren der Abscheu vor dem Menschen ist, und wie dieselben so leicht dessen Nachstellungen zu erraten und zu meiden wissen. Wie schwer hält es, einen Wolf, einen Fuchs, ein Kaninchen in die gestellte Falle zu locken, und wie schnell lernt z. B. der Sperling das Glasrohr oder die Klinte vom bloßen Stode, der Hirsch und die Trappe den Jäger vom Landmann unterscheiden! Auch untereinander kennen sie sich wohl. Das Bögelschen, welches umherzagt den Storch über sich schweben sieht, verkriecht sich in Todesfurcht, sobald ein ihm gefährlicher Raubvogel erscheint; die Schwärze, welche mit Hohngeschrei die meisten Raubvögel umwirrt, erhebt ein Angstgeschrei und nimmt Reißaus, sobald der Baumfalk sich blicken läßt. Andererseits fehlt es aber auch nicht an Tieren, die dummdreist in Fallen und Gefahren stürzen.“ Noch sei folgende Stelle von den Elefanten angeführt. „Um ihre Stoßzähne sind sie sehr besorgt; die Spitze des einen schonen sie, um ihn als Waffe benutzen zu können, den anderen brauchen sie, um Wurzeln auszuwühlen und Mauern und dergl. einzustößen.“ Die Tatsache, daß ein Zahn geschont wird, ist ganz richtig, aber wieder die Fabel erdacht, der geschonte Zahn diene als Waffe.

Von der Hyäne glaubte man im Altertum allgemein, daß sie ein Jahr lang ein Männchen und ein Jahr lang ein Weibchen sei und ohne Paarung Junge bekomme. Der große Denker Aristoteles trat diesem Irrtum mit Entschiedenheit entgegen. Wir lächeln über diese abergläubische Vorstellung, aber man wird

sicherlich milder darüber urteilen, wenn man sich ein Hyäne ansieht. Vielleicht bei keinem Säugetier ist es so schwer festzustellen, ob man ein Männchen oder ein Weibchen vor sich hat. Von diesem Geschöpf wird ferner von den Alten erzählt, es solle bei den Ställen der Hirten die menschliche Stimme nachahmen, die Namen der Leute merken, sie heraufrufen und dann zerreißen. Auch heute herrschen bei den Völkern, wo Hyänen leben, ähnliche Vorstellungen. Auch hier ist es möglich, das anzugeben, was den Grund zu dem Aberglauben gegeben hat. Vrehm schreibt darüber folgendes: „Das Wehnen der gefleckten Art zeichnet sich durch ein wahrhaft fürchterliches Gelächter aus, ein Lachen, wie es die gläubige Seele und die rege Phantasie etwa dem Teufel und seinen höllischen Gesellen zuschreibt, scheinbar ein Hohnlachen der Hölle selbst. Wer diese Töne zum ersten Male vernimmt, kann sich eines gelinden Schauders kaum erwehren, und der unbefangene Verstand erkennt in ihnen sofort einen der hauptsächlichsten Gründe für die Entstehung der verschiedenen Sagen über unser Tier.“ Vom Wiber berichtet Plinius folgendes: „Er trägt einen Arzneistoff an sich, den man Castoreum nennt. Bei drohender Gefahr beißt er sich den Teil, worin jener Stoff enthalten ist, selbst ab, weil er wohl weiß, weswegen man ihn jagt.“ Es dürfte nicht schwer sein, den Grund für diesen seltsamen Aberglauben ausfindig zu machen. Der Wiber wurde hauptsächlich dieses wertvollen Wibergetils wegen gejagt, wahrscheinlich häufiger, wie das im Altertum ja in der Natur der Sache lag, durch Sklaven. Nun muß es für diese sehr verlockend gewesen sein, sich einen geheimen Nebenverdienst dadurch zu verschaffen, daß man einen erlegten Wiber des Wertvollsten heimlich beraubte und dem Herrn erklärte, das Tier hätte seinen Schatz vernichtet, um ihn nicht in die Hände der Menschen gelangen zu lassen.

Zum Schluß sei noch des merkwürdigen Aberglaubens gedacht, daß der kleine, unscheinbare Fisch, der sogenannte Schiffshalter, ein großes Schiff festzuhalten vermöge. Plinius schreibt von ihm: „Was ist gewaltiger als die Wogen des Meeres, Wind, Wirbelwind und Sturm? Und doch vermögen sie nichts gegen ein kleines Fischchen, das man Schiffshalter nennt. Mögen die Winde wehen, die Stürme wüten, ihm sind sie doch untertan; er befiehlt, die ungeheueren Kräfte sind gelähmt, und die Schiffe stehen ruhig über dem Abgrunde. Solches vermögen die stärksten Töne, die schwersten Anker nicht. Er bändigt die Gewalt, zähmt die Wut der Elemente, ohne sich selbst zu bemühen, denn er tut weiter nichts, als daß er sich ans Schiff hängt. Gegen die furchtbaren Elemente bedarf es keines Kampfes; es ist genug, wenn er den Schiffen verbietet, ihre Stelle zu verlassen. Seht, wie die Menschen mit Türmen besetzte Flotten ausrüsten, um auf den Wogen wie auf dem Festlande zu kämpfen; aber wie erbärmlich erscheinen diese mit Kupfer und Eisen bewaffneten schwimmenden Burgen, wenn man bedenkt, daß ein kleiner, anderthalb Schuh langer Fisch sie fesseln und ihnen stille zu stehen gebieten kann! Wir werden ausrufen: Wie kann ein vernünftiger Mensch einen solchen Unsinn schreiben! In Wirklichkeit ist die Sache gar nicht so töricht, weil die Alten nach einer Erklärung für die in ihren Gewässern nicht seltene Erscheinung des „toten Wassers“ suchten und, da an jedem Schiff sich ein festgesogener Fisch fand, in diesem den Grund der Hemmung sahen. Ueber dieses tote Wasser sind neuerdings Forschungen angestellt worden, von denen folgendes berichtet wird. Das tote Wasser ist ein gefürchtes Phänomen, das besonders von den norwegischen und schwedischen Seeleuten in ihren Meeren beobachtet wird. Sie bezeichnen es mit „Dödvand“, dessen wörtliche Uebersetzung eben totes Wasser ist. Man trifft es meistens in der Nähe der Küste, besonders da, wo größere Ströme in das Meer münden. Die ganze Erscheinung ist deswegen so unangenehm und seltsam, weil Segelschiffe sowohl wie Ruderboote, die in dieses Wasser geraten, stillstehen und nicht mehr dem Steuer ruder gehorchen. Durch die Aenderung im Aussehen des Wassers läßt sich von einem geübten Auge das tote Wasser erkennen. Hin und wieder ist die hemmende Kraft dieses Wassers so groß, daß auch Dampfschiffe aufgehalten werden. So erzählt Fridtjof Nansen ein interessantes Beispiel der erstaunlichen Kraft, die dieses tote Wasser besitzt. Auf seiner Polarfahrt kam er in der Meerenge von Laimyr im Herbst 1893 dreimal in ein solches totes Wasser, und nur mit Mühe gelang es dem „Fram“, trotzdem er mit vollem Dampfe ging, herauszukommen. Man hatte den Eindruck, als wenn das ganze Meer mitgenommen würde. Worauf die Erscheinung beruht, ist noch nicht erwiesen, doch scheint eine Aenderung in der Zusammensetzung des Wassers vorzuliegen. —

th. z.

Nachdruck des Inhalts verboten!